
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 289. Bromberg, den 16. Dezember 1931.

1 Mädchen, 1 Auto, 1 Hund

Roman von Ole Stefani.

(5. Fortsetzung.)

7.

„Ein Sack voll Abenteuer . . . eins, zwei!" sagte Janet mühsam. „Ein richtiger — drei, vier — dicker Sack voll Abenteuer . . . eins, zwei — der Amerikaner auf der Landstraße, die Detektive und — drei, vier — der entflohene Hope und die Geschichte, die sie uns abends von ihm erzählten . . . eins, zwei . . . und der Mann, der über die Mauer sprang . . . drei, vier —"

„Und ihr habt ihn nicht gekriegt?"

„Keine Spur, kleine Kate! — Er war einfach weg . . . Schluß — ich kann nicht mehr!" Das bezog sich darauf, daß sie die Beine nicht länger in der Luft halten konnte.

„Ich auch nicht!" stöhnte Kate und zwei Paar unbekleidete Beine fielen mit einem unsportlichen Bums auf die Ledermatte.

„Jetzt die andere Seite!" sagte die kleine Kate streng. Und die beiden Mädchen drehten sich um, Gesicht zu Boden, streckten die Hände nach rückwärts und ergriffen ihre Fußspitzen — und so plagten sich die beiden jungen Gymnastikerinnen bei ihrem täglichen Training, während durch das geöffnete Fenster die Mittagssonne schien und der Lärm der Conventry Street hereindrang.

Tarka saß in seiner Ecke und sah mißbilligend auf seine Herrin und ihre Freundin. Er hatte wiederholte Versuche unternommen, Janet, wenn sie sich in unverständlichen Bewegungen auf der Matte wälzte, in Nase und Ohr zu beißen — aber strenge Worte hatten ihn, wie so oft bei der Gelegenheit, in seine Ecke zurückgetrieben. Darum beschränkte er sich darauf, seine eigene Pfote zwischen die Zähne zu nehmen — und daran fand er mit der Zeit denn auch Genuß.

„Mein Kreuz bricht entzwei!" ächzte Janet nach einer Weile.

„Quatsch!" sagte die strenge Kate. „Atme leichter und biege es nur ordentlich durch!" Sie war kleiner und zierlicher als Janet, aber zwei Jahre älter. Die beiden jungen Mädchen sahen in ihren gleichfarbigen Trainingsanzügen und mit ihren gleichfarbigen Haaren wie Schwestern aus.

„Schluß!"

„Wie lange ist Tante Betsy bei Direktor Anderson?" fragte Kate, noch immer mit Janets Erzählung beschäftigt.

„Sehr lange —", sagte Janet. „Sie bewundert ihn schrecklich. — Ach, sie ist süß!"

„Sie muß sehr nett sein . . . Du bist eigentlich gar nicht mit ihr verwandt?"

„Nein — aber sie ist mir lieber als meine Verwandten."

„Und Anderson war nie verheiratet?"

„Nein. Betsy ist eine arme Cousine von ihm. Sie hatte vor zwanzig Jahren ein Mädchenpensionat auf der Insel Wight. Damit verkrachte sie und Onkel Martin nahm sie dann zu sich. Er ist rührend zu ihr — richtig ritterlich . . . weißt du noch, kleine Kate, was diese alte Mode mal bedeutet haben soll?"

„Los!" kommandierte die kleine Kate. Sie gingen an die Stange, die längs der Wand des Turnsaales lief, hielten sich mit der einen Hand und schwangen ihre Beine taktmäßig nach vorn und hinten. Die Stange quietschte.

„Nette alte Leute — die beiden!" stieß Janet zwischendurch hervor. „Es war eine Erlösung, daß sie kamen. Es ist nicht so einfach für mich zu Hause. Und was sie nur immer mit meinem Zigarettenrauchen haben!"

„Sehr vernünftig von ihnen!" sagte Kate und schlug sich mit dem Knie die Nasenspitze. „Oha!"

„Geschieht dir recht!" sagte Janet und klatschte mit der Fußsohle an ihrem zurückgebogenen Hinterkopf. „Schließlich ging ich in die Anrichte, um noch heimlich einen Schluck zu rauchen. Grausig, die Hope-Geschichte, nicht wahr? — Ob man ihn gekriegt hat? . . . Wenn nur die Mittagszeitung schon da wäre!"

„Hm—", machte Kate. Die Beine schwangen.

„Sie wollen in zwei Wochen wieder nach St. Jean-sur-mer gehen!"

„Eure Villa in der Normandie?"

„Gehört uns gar nicht, kleine Kate, aber sie ist schon seit zwanzig Jahren Vaters Sommerresidenz. Sie gehört den d'Orvilles und Vater hat das Haus immer im Sommer gepachtet. Die alten d'Orvilles wohnen im oberen Geschoß. Sie waren immer so reizend zu mir." Sie verschnaufte einen Augenblick, in Gedanken verloren. „Jetzt war ich seit elf Jahren nicht da. Es war mein Schönstes als Kind. Wenn ich mit Mutter baden ging oder wir in den Felsen herumkrochen. Wie oft habe ich mir die Knie blutig geschlagen — das war so schön!"

„Das kannst du dieses Jahr doch wieder haben, Janet! — Oder haben sie dich nicht eingeladen?"

„Doch —", sagte Janet kurz. „Das tun sie ja jedes Jahr. Aber — weißt du, kleine Kate, nach Mutters Tod kam ich ins Internat, in den ersten Ferien war ich gerade krank und im Jahr darauf war schon Violet da."

„Und da wolltest du nicht mehr!" sagte Kate trocken.

„Nein — da wollte ich nicht mehr. Ich mochte Violet nie — seit ich sie kenne! Ach Gott — kleine Kate! Ich bin ja so froh, daß ich nicht in Garlands Green in dem grauen Haus wohnen muß, sondern hier allein sein kann und meinen Beruf habe. Das ist doch wunderbar, so unabhängig —"

„Ich werde Rühreier machen —", sagte die kleine Kate und ging in den winzigen Raum neben dem Turnsaal, in dem sich die beiden Mädchen ihre bescheidene Küche eingerichtet hatten.

Janet folgte ihr, lehnte sich an den Türpfosten und redete weiter: „— so unabhängig zu sein. Zu wissen, daß ich keinen Penny von Vater anzunehmen brauche und mir mein Geld selbst verdiene."

„Willst du Schinken drin oder hättest du lieber Salat?"

„Es wäre mir schrecklich, Geld von ihm nehmen zu müssen. Kann ich Tomaten haben? Er hat doch Mutter wirklich geliebt, das ist keine Frage, ich bin ihr einziges Kind, warum ist er nur immer so kalt und ekelhaft zu mir?"

„Vielleicht deshalb!“ sagte die naseweise Kate. „Wo ist die Butter?“

„Am Fenster. — Als sie mich gestern wieder einluden, mit nach St. Jean-sur-mer zu gehen, hätte ich beinahe ja gesagt. Denn diesmal gehen Tante Betsy und Onkel Martin mit, da wäre ich nicht auf die andern angewiesen.“

„Kümmern die sich denn so viel um dich?“ fragte Kate und tat die Butter in die Pfanne.

„Nein. Aber sie sind doch da.“

„Cranbourne geht auch mit?“

„Natürlich — schon seit Jahren. Violets Jugendfreund. Der korrekte Dick.“

„Du magst ihn nicht?“ fragte Kate.

„Ich weiß nicht. Er ist so indifferent. Mir schenkt er fast keine Beachtung. — Wenn es ihnen aber ernst gewesen wäre mit der Einladung gestern abend, dann hätten sie mein Zögern nicht so schnell als Ablehnung genommen. Sie sind natürlich im Grund froh darüber, daß ich nicht dabei sein werde. Wie immer. Und weiß Gott, diesmal habe ich wirklich Sehnsucht gehabt nach dem kleinen Schlößchen in den Felsen.“

Die Butter prasselte in der Pfanne. „Und wenn du dich noch mehr auf den Herd lehnst“, sagte Kate, „dann kriegt dein weißes Trikot Fettspritzer.“

Janet brachte schleunigst ihren Rücken in Sicherheit. „Ja, Tarka —“, sagte sie zärtlich, denn er hatte schon seit einer geraumen Zeit ihre Knie abgeleckt. „Dich habe ich noch — und die gute kleine Kate — und meine Stunden.“

„Und Rühreier und Tomaten! Deck den Tisch! Marsch!“

„Zu Befehl!“ Janet nahm eine Serviette aus dem winzigen Küchentisch. —

„Aber der junge Mann auf der Landstraße,“ sagte Kate, als sie schon bei Tisch saßen und in den Rühreiern stocherten —, „der war doch alles in allem sehr nett, finde ich.“

„Er war gräßlich!“ sagte Janet mit Überzeugung.

Tarka winselte und Janets Gabel blieb in der Luft hängen. „Tarka hat was gehört! Paß auf — gleich hören wir's auch . . .“

„Ist es denn schon drei?“

„Muß wohl — pscht, ruhig —“, sie lauschten und dann hörten sie den langgezogenen Ruf auf der Straße: „All the winner!“

„Winnääăh . . .!“ machte Janet nach. „Noch nie war ich so gespannt auf die Mittagsausgabe wie heute. — Ja ja — gleich gleich!“ rief sie, denn Tarka kratzte mit beiden Pfoten an der Türe. Sie öffnete ihm: „Los — du Strolch!“ und er schoß wie ein Wolleball die Treppe hinunter, während sie zum Fenster ging.

„Nimm ein Tuch um!“ schrie Kate ihr nach.

Janet lachte und wickelte sich in den Schal, den Kate ihr nachgeworfen hatte.

Der Zeitungsverkäufer nickte grinsend herauf und sie warf ihm, wie jeden Tag um diese Stunde, die Two-Pence-Münze in ein Stück Papier eingewickelt hinunter. Und dann erschien Tarka auf der Straße, der Mann steckte ihm die Zeitung ins Maul, und ehe er ihn noch hätte streicheln können, war Tarka wieder ins Haus gesprungen und raste mit erhobenem Kopf die Treppe empor.

Janet erwartete ihn: „Gut — Tarka!“ lobte sie.

„Wuff!“ sagte er und meinte, er habe sich seinen Cake verdient. Und den bekam er denn auch.

Janet klatschte die Zeitung auf den Tisch und die beiden Mädchen fielen darüber her. „Da!“ schrien sie beide.

Auf der ersten Seite waren zwei Bilder: das erste zeigte einen älteren Mann. Die recht verschwommene Reproduktion ließ breite, harte, eingefallene Züge erkennen — sonst nichts. Noch ungenauer war das Bild des jungen Mädchens neben ihm; es hätte ebensogut die Herzogin von Connaught sein können wie die französische Tennismeisterin des letzten Jahres.

Darüber und darunter stand:

Daniel Hope und seine Tochter Martha.

„Entsprungener Sträfling noch nicht gefaßt. Hat unbemerkt die Mauern überklettert. Muß Hilfe gehabt haben. Inspektor Foster sagt: „Der Mann ist noch im Land. Ich hoffe in drei Tagen spätestens die Hand auf ihn legen zu können.“ — Superintendent Stoll organisiert alle verfügbaren Kräfte.“

Hopes Tochter Martha.

„Unser Mitarbeiter hatte ein Interview mit Martha Hope, 25 Jahre, Stenotypistin, London East. Sie sagt, sie hätte nichts von ihrem Vater gehört. Ihre Mutter ist vor elf Jahren gestorben. Sie hat einen Bruder, der vor zehn Jahren nach Amerika ausgewandert ist. Er ist Techniker. Martha Hope sagt: „Ich wünschte, Vater wäre in Reading geblieben. Dann wüßte ich wenigstens, wo er ist.“

8.

Die drei Tage gingen jedoch vorüber, ohne daß es Inspektor Foster gelungen wäre, die Hand auf Daniel Hope zu legen. Es gab Strafen und Versetzungen in Reading, aber das brachte den Flüchtling nicht zurück. Es vergingen acht Tage — und die Zeitungen beschäftigten sich wieder mit anderen Dingen und brachten ebenso undeutliche Bilder von anderen Persönlichkeiten. Nur auf einer Innenseite stand täglich eine kleine Notiz: „Keine Spur von Hope!“

„Siehst du —“, sagte die kleine Kate, „— sie haben ihn noch immer nicht. Deine Stiefmutter wird ihre Freude haben!“

Sie saßen wieder an ihrem Küchentisch, aßen ihr bescheidenes Mahl und ruhten sich bis zum Nachmittagsunterricht aus.

Es klingelte, ein Brief kam durch den Postspalte geschlüpft und Tarka brachte seinen Erbhaß gegen den Briefträger in seiner eindeutigen Weise zum Ausdruck.

„Halt's Maul!“ sagte Kate. „Für wen ist er?“

„Für mich!“ erwiderte Janet, die die Aufschrift betrachtete. „Aus Garland's Green von Tante Betsy.“ Sie öffnete ihn und las vor:

„Meine liebe Janet!

Ich muß Dir eine unangenehme Mitteilung machen, aber es liegt kein Grund zum Erschrecken vor. Wir müssen unsere Abreise nach St. Jean-sur-mer noch einige Wochen hinausschieben, weil Dein Vater einen tüchtigen Bronchialkatarrh erwischt hat. Er hat der Erkältung nach seiner Art keine Beachtung geschenkt und so gewissenhaft wie immer weitergearbeitet. Bis er Fieber kriegte und Dr. Wolseley sagte, das Rippenfell sei etwas angegriffen und Dein Vater müsse auf jeden Fall zu Bett. Wir haben ihm eine Pflegerin bestellt, aber ich bin natürlich den ganzen Tag drüben bei euch. Was versteht so ein junges Ding!

Hast Du gelesen, sie haben Hope noch immer nicht gefaßt. Violet ist außer sich. Sie trägt nicht viel zur Gesundung Deines Vaters bei — unter uns gesagt. Es wäre wirklich besser, wenn sie (wovon sie fortwährend spricht) nach St. Jean vorausfahren würde — meinetwegen mit diesem Burschen Cranbourne. Dann hätte Dein Vater wenigstens Ruhe. Sie hat ihn mit ihrer lächerlichen Furcht vor Hope Tag und Nacht schrecklich nervös gemacht — und Onkel Martin hat, um die beiden zu beruhigen, einen Detektiv aus London kommen lassen, der unsere beiden Villen bewacht und in der Küche bei uns entsetzlich viel Hammelfleisch ißt. Ich weiß nicht, ob alle Detektivs Hammel so närrisch lieben. Der tut's.

Janet — Dein Vater wollte nicht, daß wir Dir Nachricht von seiner Krankheit geben. Du kennst seine noble Art. Aber wenn Du zufällig einen Grund finden könntest, über Weekend hier herauszukommen, würde er sich sicher unheimlich darüber freuen. Ich und Onkel Martin (der von diesem Brief weiß und Dich sehr grüßen läßt) natürlich auch! Wie gesagt, es geht Deinem Vater nicht schlecht, er muß nur Ruhe haben; wenn er bloß im Bett bleiben wollte, wir haben viel Mühe mit ihm, er ist wirklich zu nervös.

Komm Samstag, wenn Du kannst, hörst Du? Ich habe eine fette Gans.

Deine alte Tante Betsy.“

(Fortsetzung folgt.)

Der zweite Reiter.

Skizze von Max Geißler.

Die Indianer sagen: „Man darf den Schlaf der schrecklichen Göttin der Wüste und Berge nicht stören, deshalb muß man bei Tag nach Potosi reiten." In Potosi liegen die Silbergruben. Die Straßen in den Anden sind wild, und von einem Rasthaus bis zum andern ist es oft eine Tagfahrt. Es gibt da eine letzte Gelegenheit zum Übernachten. Das Haus steht zwischen den Felsen, ist vom Wetter zernagt und hat ein erbärmliches Aussehen.

Es war gegen Abend, da kam Cristobal. Das war ein Mensch, der mit den Bergleuten in Potosi linkische Geschäfte machte; er schacherte Erze, die sie auf die Seite gebracht hatten. Cristobal stellte sein Pferd in den Stall. Der Wirt wärmte sich die Hände über den Kohlen; seine Finger waren knotig wie dürre Äste. Der Wind heulte und rüttelte an den Läden. „Hör' doch, Cristobal! War es dir nicht auch, als riefe jemand?"

Sie gingen also, die Tür wieder aufzusperren. Da stand ein Pferd draußen und hängte die Nase in den Schnee. Der Reiter aber sagte: „Helft mir aus dem Sattel, Männer! Mir sind die Hände steif, und die Füße muß ich in den Bügeln verloren haben." Sie hoben den Menschen herunter, rieben ihm die Glieder mit Schnee und gaben ihm Tee mit Branntwein. Es war ein alter Mann im weißen Bart, verwirrt von der Kälte und von der grauenhaften Einsamkeit.

„Wie heißt Ihr denn? Und wann wollt Ihr reisen?" fragte der Wirt.

„Ich heiße Onespi, und ich reite im Grauen des Morgens; denn ich will vor der nächsten Nacht in Potosi sein."

„Es wird keine Not haben", sagte Cristobal, „ich bin diese Straße oft geritten und will Euch gern beistehen."

„Es ist gut. Und jetzt wollen wir schlafen gehen, ich bin sehr müde." In der Kammer streckten sie sich hin, jeder nahm seinen Sattel als Kopfkissen. Im Stalle stampften die Pferde, manchmal bellten die Hunde, und der Wind winselte in den Spalten der Läden. Einmal erwachte Cristobal. Hatte der Alte ihn gerufen? Nein, der sprach im Traum. Cristobal lauschte. Es war ein Selbstgespräch mit kurzen Pausen. „George, wir werden den Schatz in Potosi finden. Du kannst dich darauf verlassen. Der Lageplan, den ich in meinem Brustbeutel trage, ist ja ganz klar. Aber nun mußt du aufstehen, wir verpassen sonst den Zug. Du willst nicht? Dann muß ich allein reiten, ich, Moreno Graf Havellana. Oh, ich bin nicht zu alt . . ." Der Mann erzählte im Schlaf noch von dem Schatz, den er finden wollte. Er mußte seiner Sache sicher sein, sonst wäre er nicht von Spanien herüber nach Südamerika gekommen. Cristobal überhörte keine Silbe. Als sein Schatten wollte er sich an den Alten hängen — ein Teil des Schatzes mußt sein werden! Endlich legte sich der Sturm seiner Gedanken; auch der Branntwein übermannte ihn, den sie getrunken hatten, und Cristobal sank in tiefen Schlaf. Am Morgen weckte ihn der Wirt. „Du mußt aufstehen, Cristobal, der Weg ist heute schwierig. Es schneit." Cristobal rieb sich den Schlaf aus den Augen. „Neun Uhr vorbei? Wie ist das möglich! Und der andere — wo ist er?"

„Ah, der ist schon seit zwei Stunden fort", sagte der Wirt. „Er gab mir fünfzig Bolivianos — ein Gentleman! Dann habe ich ihn an den Sattel gebunden, und er hat gesagt, wenn ich einen guten Schutzheiligen hätte, dem sollte ich ihn empfehlen — er brauche seine Hilfe."

Cristobal hörte nicht hin, er sattelte sein Pferd und jagte dem Alten nach. Die Kälte biß sich ihm ins Mark. Endlich fand er die Spur. Dann erkannte er einen schwarzen Fleck auf dem weißen Grunde der Straße. „Das ist er!" Es schien, der Alte hatte es nicht mehr eilig. Cristobal ritt nun neben ihm. „Ehi, mein Freund!" Der Alte starrte ihn mit hartem Blick an und schwieg. War er tot? Ohnmächtig? Wahnsinnig? Cstristobal mußte den Beutel haben, in dem der Schlüssel zu dem geheimnisvollen Schatz war. Er streckte den Arm aus, griff dem Alten unter den Mantel, unter den Rock, streifte ihm den Beutel am Riemen über den Kopf. Da wandte Onespi die Augen nach ihm. Er wußte, daß er beraubt wurde. „Höre!" sagte Christobal. „Wirst du mir die Hälfte deines Schatzes geben? So sprich doch; denn du bist nicht tot. Ich werde dir helfen. Ich bin ein braver Mann, verstehst du? Warum sagst du denn nichts? Ich könnte dich töten..." Er feuerte einen Schuß aus seinem Revolver ab. Das Pferd des Alten machte einen Seitensprung. Der beste Reiter wäre dabei aus dem Sattel gekommen — Onespi nicht. Wie ein riesenhafter Schatten folgte er Christobal. Der drückte sich den Hut fester auf, hüllte sich in seinen Mantel und jagte davon. „Verwünscht! Dieser ist kein Mensch!"

Die Straße dehnte sich weiß und weit. Der Gipfel des Berges von Potosi zeichnete sich im Schneetreiben ab. Dem Hufschlag gesellte sich das Brausen des Stroms, der vom Gebirge stürzte. Christobal stellte sich in den Bügeln aufrecht und lauschte in den Sturm. Schweiß troff ihm von der Stirn. Er hörte den Hufschlag und erkannte Onespi. Sein Mantel flog im Winde, sein Pferd ging im Galopp. Ah, der Alte — er kann solch ein Tempo nicht durchhalten. Muß an Müdigkeit und Kälte zugrunde gehen." So versuchte sich Christobal zu beruhigen. Es wurde Nacht. So oft Christobal seinen Gaul verschnaufen ließ — hinterdrein galoppierte Onespi. In der Stadt, in der Mitternacht hoffte Christobal in eine Seitengasse zu entwischen. Aber die Stadt war noch weit, und das schwarze Pferd stürmte in langen Sätzen hinter ihm her.

Je mehr Christobal ins Tiefland kam, desto wärmer wurde es. Der Mantel ward ihm zu schwer — er schlenderte ihn fort. Er riß seine Kleider ab und sein Hemd und warf ein verzweifeltes Lachen hinterher. Den Beutel am Riemen hatte er fest ums Handgelenk geschlungen. Das furchbare Lachen lief die Straße am Gebirge lang; das Hämmern der Hufe dröhnte hinterdrein...

— — Zwanzig Jahre sind seitdem vergangen. Das spanische Konsulat in Bolivia leitete eine Untersuchung ein; es wollte über das Schicksal eines Grafen Havellana Gewißheit haben. Niemand wußte etwas. Aber ein alter Indianer erzählte, daß im Grauen der Morgen auf der wilden Straße nach Potosi der Widerhall einer geheimnisvollen Reiterfahrt erklänge. „Es sind zwei Pferde, die dort galoppieren — seit Jahr und Tag", sagte er. „Ihre Reiter sind ohne Mitleid, und sie vernichten den, der sich ihnen in den Weg stellt. Es ist der Tod, der die Habgier jagd — aber erreichen kann er sie nicht."

Neue Suche nach alten Kriegsschätzen

Von Kurt Vollert.

Mehr als sechzehn Jahre sind seit jenem schicksalsschweren 7. Mai 1915 vergangen, an dem der mit Munition beladene Passagierdampfer „Lusitania" auf der Fahrt von Amerika nach Liverpool von einem deutschen Unterseeboot torpediert wurde. Infolge mehrerer Munitionsexplosionen an Bord sank der Dampfer so schnell, daß von den 2160 Fahrgästen nur knapp die Hälfte gerettet werden konnte. Diese Torpedierung wurde uns Deutschen jahrelang als eins der schlimmsten Kriegsverbrechen vorgeworfen. Es dauerte geraume Zeit bis auch von amerikanischer Seite zugegeben wurde, daß die Lusitania tatsächlich Munition an Bord gehabt hatte, und das amerikanische Appellationsgericht in Newyork stellte im Januar 1923 ausdrücklich fest, die Versenkung sei nicht als „Seeräuberverbrechen" anzusehen, sondern als eine regelrechte Kriegshandlung. Nun hat die Nachricht, eine amerikanische Expedition werde demnächst an Ort und Stelle eingehende Untersuchungen des gesunkenen Wracks vornehmen, berechtigtes Aufsehen in den Vereinigten Staaten erregt.

Diese Untersuchung soll genau nach den Plänen des amerikanischen Kapitäns H. H. Railey ausgeführt werden, der jüngst in dieser Angelegenheit mit den britischen Behörden verhandelte. Juridische Eigentümerin des Fahrzeugs ist die Liverpooler und Londoner Kriegsversicherungsgesellschaft in Liverpool. Raileys Mitarbeiter ist der bekannte amerikanische Schiffsingenieur Simon Lake. Ihr gemeinsamer Plan ist im höchsten Grade als originell zu bezeichnen. Es handelt sich nicht um eine gewöhnliche Ber-

gung des mächtigen Dampfers, der ungefähr 40 Klafter tief 8 englische Meilen südwestlich von Old Head bei Kinsale (Irland) liegt. Die beiden Amerikaner sollen hierbei nach anderen Methoden arbeiten.

Kapitän Railey glaubt allerdings entgegen der in Amerika weit verbreiteten Ansicht nicht an das Vorhandensein namhafter Schätze im Innern des Schiffskörpers. Goldbarren insbesondere soll der Dampfer nicht geladen haben. Doch weiß man nichs Bestimmtes darüber. Um nicht Hoffnungen zu erwecken, die trügerisch sind, hat die Expedition als ihren Hauptzweck nicht die Suche nach versunkenen Reichtümern angegeben, sondern Untersuchungen mit einem von Lake konstruierten Apparat zur Rettung von Besatzungen gesunkener Unterseeboote. Experimente, die, wenn sie von Erfolg gekrönt sein sollten, eine bedeutsame Rolle im modernen Bergungswesen spielen können. Lakes Apparat besteht im wesentlichen aus einer Treppe, eingeschlossen in einer Stahltube; diese Treppe führt entsprechend der Stahltubenlänge in die Meerestiefe hinab. Die besondere Bedeutung dieses Apparates beruht vor allem auf der Tatsache, daß er das Arbeiten in einem Unterwasserstahlraum bei normalem Luftdruck in freier Verbindung mit einem Fahrzeug über der Wasseroberfläche ermöglicht. Im untersten Ende befindet sich ein Arbeitsraum für die Taucher, der in kurzer Zeit mit komprimierter Luft gefüllt werden kann. Auf diese Weise können Taucher, aus der Tube herausgehen, ohne daß Wasser in die Tube strömt. Sie sind deshalb in der Lage, selbst in größerer Tiefe ihren Wirkungskreis nach Belieben zu erweitern, da sie ja den Vorteil haben, in erreichbarer Nähe ihrer Arbeitsbasis zu sein. Übrigens will man die Toten ruhen lassen, wo man sie gerade trifft, um nicht die Gefühle der Hinterbliebenen nachträglich zu verletzen. In Amerika wartet die Öffentlichkeit jedenfalls voller Interesse auf das Ergebnis der Untersuchungen.

Auch in Karpathorußland ist man gegenwärtig einem Kriegsschatz auf der Spur. In der Umgebung von Ungvar haben kürzlich Finanzbeamte gemeinsam mit der Gendarmerie Nachforschungen nach einem Kriegsschatz aus dem Jahre 1915 aufgenommen. Teile der russischen Operationsarmee in den Karpathen sollen damals mit einer sehr beträchtlichen Kriegskasse, die aus 1 800 000 Goldrubel und 40 Kilogramm Silber und Goldschmuck der beim Armeestab befindlichen Offiziersdamen bestand, abgeschnitten und völlig aufgerieben sein. Dieser Schatz wurde angeblich in einer der riesigen Waldungen des Bezirks Ungvar von sechs Soldaten vergraben. Fünf von ihnen fielen, und nur der sechste blieb als einziger Zeuge dieses Vorfalls am Leben. Er fertigte eine Skizze der Vergrabungsstelle an und ging ins Ausland. Erst im Mai 1930 kam dieser Soldat — er heißt Dschenibekow — wieder nach Karpathorußland und vertraute sich in der Nähe des vergrabenen Schatzes einem gewissen Pavna an, verstarb dann aber plötzlich im Krankenhaus zu Ungvar. Merkwürdigerweise schied auch der Mitwisser bald aus dem Leben. Nun trat ein Russe namens Stephan Boritschkoff auf und erklärte, genau die Lage der vergrabenen Kriegskasse angeben zu können. Er schloß mit einigen Juden einen Vertrag ab, der sie am Gewinn der vorzunehmenden Ausgrabungen beteiligte. Man wollte den Schatz heimlich heben und nach Rußland hineinschmuggeln. Doch erhielten die Behörden in Ungvar Wind von der geheimnisvollen Angelegenheit und verhafteten die abenteuerlichen Schatzgräber, bevor diese an die Ausführung ihres geplanten Unternehmens gehen konnten. Und seitdem suchen Finanzbeamte nach der Kriegskasse und dem Geschmeide russischer Offiziersdamen. Ihnen geht bekanntlich in allen Ländern der Ruf voraus, gute Spürnasen zu haben, wenn es sich darum handelt, verborgene Gelder ans Tageslicht zu ziehen.



***Der Mann, der sich selbst zum Tode verurteilte.** Die Geschworenen in Manchester zeichneten sich von jeher durch ihre strengen Urteile aus. In diesem Herbst fällte das Schwurgericht in Manchester bereits drei Todesurteile. Vor einigen Tagen erschien vor den Schranken des Gerichtshofes ein junger Mann namens Macway. Er stand unter Anklage, seine Geliebte vorsätzlich getötet zu haben. Er nahm ruhig seinen Platz auf der Anklagebank ein und antwortete auf die Frage des Richters, ob er sich schuldig bekenne, laut: „Jawohl.“ Die ganze Gerichtsverhandlung dauerte acht Minuten und beschränkte sich auf den Dialog zwischen dem Gerichtsvorsitzenden und dem Angeklagten. „Verstehen Sie den vollen Ernst Ihrer Erklärung?“ „Jawohl“, sagte Macway ruhig. „Haben Sie gegen die Anklageschrift gar nichts einzuwenden?“ „Nichts“, erwiderte Macway.“ „Wollen Sie vielleicht eine Erklärung abgeben, die geeignet wäre, die schwere Strafe zu mildern, die vom Gesetz für Ihre Tat bestimmt ist?“ „Was soll ich noch erklären?“ warf der Angeklagte ein und zuckte mit den Achseln. Die ruhige Hartnäckigkeit des Mörders machte auf die Geschworenen einen solchen Eindruck, daß der Obmann seinerseits den Versuch machte, den Angeklagten umzustimmen. „Wenn Macway sein Schuldbekenntnis zurücknimmt, werden wir die Möglichkeit haben, nach freiem Gewissen sein Schicksal zu bestimmen.“ Daraufhin setzte der Vorsitzende dem Angeklagten auseinander, daß die Geschworenen das Recht haben, auf mildernde Umstände zu erkennen und das Todesurteil durch lebenslängliche Zuchthausstrafe zu ersetzen. Die gesetzliche Voraussetzung sei aber, daß der Angeklagte um Milderung seines Schicksals sich bemühe. Macway hörte das alles an und erwiderte, ohne eine Miene zu verziehen: „Ich fühle mich schuldig und möchte hingerichtet werden.“ Trotz der Bereitwilligkeit, das Schicksal des Angeklagten zu mildern, sah sich das Gericht gezwungen, das Todesurteil zu fällen. Macway vernahm die Urteilsverkündung mit größter Gleichgültigkeit, verbeugte sich tief vor den Richtern und den Geschworenen und sagte: „Ich danke Ihnen sehr, meine Herren.“

*

* **Zwei Millionen oder die Liebe.** Ein Professor für Psychologie an der Universität Philadelphia stellte 248 Studenten und 300 Studentinnen die Frage, was sie bevorzugen würden, wenn sie die Wahl zwischen zwei Millionen Dollar und der wahren großen Liebe hätten. Alle Studenten ohne Ausnahme stimmten für die zwei Millionen. Was die Studentinnen anbetrifft, so wählten 255 die Liebe. Ein Beweis dafür, daß die Romantik in den Herzen der männlichen Jugend gänzlich ausgestorben ist, während sie bei der weiblichen immer noch Zuflucht zu finden vermag.

Lustige Rundschau

Narrenhände.



Lehrer: „Fritz, beschreibe mir einmal die Wände des Schulzimmers!“

Fritzchen: „Nein, Herr Lehrer, das tue ich nicht. Meine Eltern haben mir gesagt, ich soll keine Wände beschreiben.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.